

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Handke, Peter
Lucie im Wald mit den Dingsda

Eine Geschichte

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3256
978-3-518-39756-5

suhrkamp taschenbuch 3 256

Die zehnjährige Lucie empfindet ihren Vater als eine Zumutung. Gegen die schöne Mutter, eine Kriminalpolizistin, ist er ein lästiger »Ausfall oder Ausrutscher«. Lucie kann nur hoffen, daß die Klassenkameraden »sie nicht mit dem da dort« sehen, wenn er mit schmutzigen Händen und ausgebeulten Taschen, aus denen es her austropft, vor der Schule steht, um sie abzuholen. Was da tropft, sind diese »Dingsbums« oder »Herrlichkeiten«, deretwegen der Vater immer wieder in den Wald geht, die die Mutter hingegen abschätzig »Mulms« nennt und schon lange nicht mehr essen mag. Peter Handke hat eine poetische und selbstironische Geschichte geschrieben über die Fremdheit und die Liebe, über die Annäherung an die wirklichen Dinge und das Geschichtenerzählen. Für Lucie im Wald mit den Dingsda erhielt er den österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis 2000.

Peter Handke
Lucie im Wald mit den Dingsda
Eine Geschichte

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2001

suhrkamp taschenbuch 3256

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39756-5

Lucie im Wald mit den Dingsda

Picture yourself in a boat on a river ...

(John Lennon)

»... ein Herz, das zugleich ein
Tropfen ist, eine Welt, eine Perle,
ein Ozean, ein Sklave und ein König ...«

(Dschalâl ud-Dîn Rûmî)

Lucie hieß in Wirklichkeit anders. Aber sie wollte nicht so heißen, wie sie wirklich hieß. Sie wollte Theodora, Aurora, Renata, Jelena oder auch nur zum Beispiel Lucie heißen. Und so heißt sie in dieser Geschichte jetzt Lucie.

Lucie war in Wirklichkeit erst sieben Jahre alt. Aber für die Geschichte, die sie erlebte, sollte sie schon um einiges älter sein. Und so hatte sie am Anfang dieser Geschichte gerade ihren zehnten Geburtstag gefeiert.

Lucie hatte in Wirklichkeit braune Haare und graue Augen. Aber sie wäre lieber schwarzhaarig und grünäugig gewesen. Und so – und so – und so weiter in dieser Geschichte.

Lucie lebte also in einem der kleinen Vororte einer riesigen Hauptstadt; wohnte zusammen mit ihren Eltern also in einem kleinen Haus mit großem Garten. Der Garten ging hinten ohne Mauer oder Zaun, mit kaum einer schütterten Hecke, über in einen über mindestens

sieben Hügel sich ziehenden Wald. Der Vorort lag auf einem Abhang, Lucies Haus stand da zuoberst, und sie hatte dort vornehin aus einen freien Ausblick auf die Hauptstadt tief unten in der Flußebene. Versteht sich, daß diese Hauptstadt sich zum Meeresufer zog und daß der Fluß im hintersten Häuserhintergrund also in den Ozean mündete.

In der Schule einmal gefragt, was ihr Vater von Beruf sei, hatte Lucie geantwortet: »Gärtner«. Lucies Vater war also Gärtner, und die Mutter also Polizistin – ja sogar Chef der Kriminalpolizei, in einem der fast nur aus Hochhäusern bestehenden Nachbarvororte.

Lucie bewunderte ihre Mutter – nicht nur, weil diese beim Türemschließen, im Haus oder sonstwo, nie, nicht im leisesten, je eine Klinke drückte. Lucie fand ihre Mutter schön – und nicht nur, weil diese, selbst im Haus und Garten, oft in ihrer Polizeiuniform wirkte. Lucie liebte ihre schöne, bewunderte Mutter – nicht nur, weil sie sich von deren breiten Schultern von klein auf so wohlbeschützt fühlte.

Ihr Vater dagegen konnte Lucie eher nur leidtun. Er hatte ständig schmutzige Fingernägel, mochte er sich diese auch bürsten, soviel er wollte. Er war da, im Haus und Garten, und wirkte doch fast nie so recht da. Nicht bloß die Besucher – es waren immer die der schönen Mutter, die vorhatte, Politikerin zu werden! – übersahen ihn und hielten ihn für einen hereingeschnittenen Fremden oder Arbeiter. Auch Lucie vergaß ihren Vater, selbst wenn er neben ihr am Tisch saß. Er fiel ihr höchstens auf, sooft er ins Zittern kam.

Ja, Lucies Vater war von Zeit zu Zeit ein Zitterer. Und zu zittern fing er insbesondere an, sowie er ihr bei etwas beispringen wollte. Er hatte gezittert, als er ihr in früheren Jahren den Mantel zuknöpfte. (Inzwischen, mit gut zehn, brauchte sie da seine Hilfe längst nicht mehr.) Er zitterte, wenn er ihr, die ums Leben gern rannte und dabei oft hinfiel, einen Verband anlegte. (Eigentlich brauchte sie auch da seinen Beistand längst nicht mehr und ließ ihn nur gewähren, weil ihm daran zu liegen schien.) Er zitterte, sobald sie beide in einen Bus einsteigen sollten – selbst in einen der gemütlichen Vorortbusse –, und zitterte dann neuerlich vor dem Ausstieg.

Er zitterte nicht nur, wenn er mit ihr unten in der Hauptstadt einen der großen Plätze überquerte, sondern auch beim gemeinsamen Queren der doch meist leeren, schmalen Vorortstraßen nah beim Haus. Er zitterte, wenn er einen Schlüssel umdrehen sollte. (Für manche, vor allem neuere, Schlüssel waren ihre Finger trotz ihrer gut und gern zehn Jahre in der Tat noch zu schwach.) Er zitterte, mit ihr allein im Haus, bei sich nähernden Schritten draußen auf dem Asphalt, selbst wenn das, allein schon dem Klang nach, nur die der heimkehrenden Kriminalchefinmutter sein konnten. Er zitterte am Morgen. Er zitterte am Abend. Er zitterte im Winter. Er zitterte im Sommer. Er zitterte im Sitzen. Er zitterte im Stehen. Er zitterte beim Essen. Er zitterte beim Lesen. (Ah, wie ganze Zeitungen und sogar ganze schwere Bücher da manchmal ins Zittern kamen.) Er zitterte beim Fernsehen.

Ja, Lucie konnte von ihrem Vater Zitterer ein Lied singen. »Kleiner Vater«, sagte sie dann eines Tages – »kleiner Vater« hieß er bei ihr manchmal, obwohl er gar nicht so klein war –: »Hör auf zu zittern. Zittere hinfort nicht mehr. Verstanden? Mein kleiner Vater, warum zitterst du?«

Und der Vater hatte auf der Stelle zu zittern aufgehört (wenn auch nicht für immer) und geantwortet: »Ich kann, Lucie, nicht umhin, zu zittern, aus mindestens zwei Gründen, deren einer, der vorrangige, darin besteht, daß ich als Kind mit meinen, wie du weißt, inzwischen längst verstorbenen Eltern, deinen Großeltern, in einem fort – so sagte man damals noch – auf der Flucht war, von einem Land zum nächsten, über eine Grenze zur andern – damals gab es noch Grenzen, aber diesen Ausdruck kannst du jetzt glücklicherweise vergessen –, daß ich demnach, mit einem Wort, ein Flüchtling war, während der zweite Grund dieses meines Zitterns mein damaliger Familienname sein könnte oder, besser, gewesen sein wird, welchen ich, indem deine Mutter mich zum Mann nahm, zwar endlich ablegen durfte zugunsten des Sippennamens meiner Frau, der, wie du wohl weißt, ›Strongfort‹ lautet – leider konnte ich nicht auch noch meinen Vornamen dem ihren angleichen, ›Lionel‹ entsprechend ›Lionella‹ –, der aber (ich spreche von meinem früheren Familiennamen) mir immer noch zeitweise in die Quere kommt, dadurch daß er, wie du noch nicht wußtest und jetzt endlich wissen sollst, in der Sprache des Landes, aus dem ich anfangs flüchten mußte, ›Zit-

terer« bedeutet und das dortzulande auch weiterhin bedeutet.«

Ha, so konnte Lucies Vater ihr nicht bloß leidtun, sondern auch »die Füße brechen« – was ein vorstadtüblicher Ausdruck für Lästigfallen war. Er wurde, wenn er, gottlob selten, den Mund auftat, ungeheuer umständlich. Vor allem war er vollkommen unfähig, in kurzen, einfachen, jedermann, auch einem Kind, verständlichen Sätzen zu sprechen. Nichts von dem, was er äußerte, konnte in klare Kürzel übertragen oder auf eine allgemeingültige Formel gebracht werden. So vermied es Lucie nach Möglichkeit, ihren Vater zum Reden zu bringen. Und wenn es ihr manchmal unterlief, kam es wie gerade erlebt.

Aber auch mit seinem wortlosen Tun brach ihr der Vater immer wieder »die Füße« (oder, wie die entsprechende Redensart im Nachbarvorort lautete, »die Bonbons«, oder, wie in dem dahinter, »die Weihrauchfläschchen«). Oft und oft wußte sie nicht, was das, was er gerade tat, eigentlich sollte. Warum rechte er den Garten zum Beispiel an einer Stelle, wo nicht ein einziges abgefallenes Blatt lag? Wieso drehte er

sich im Gehen auf der Straße unversehens um sich selber? Was suchte er da schon wieder in all seinen Taschen, die er doch gerade erst so gründlich durchsucht und sogar sämtlich nach außen gestülpt hatte? Überhaupt war es höchst lästig, daß man nie wußte, wie man mit diesem Menschen dran war. Wenn die Mutter die Türe ins Schloß schlug: ja, das war sie, endlich, ihre schöne liebe Mutter! Der Vater dagegen schloß dieselbe Tür in der Regel so diebesleise, daß Lucie schon mehrmals Angst bekommen und gerufen hatte: »Wer ist da?« Ja, solch ein Wer-ist-da, das traf zu auf ihren Vater – der zwischendurch dann die Tür lauter zuschlug als je die Mutter.

Und außerdem war ihr kleiner Vater zuzeiten auch noch grund-, stock- und stinkhäßlich. Und besonders häßlich war er, wenn er von seinen Waldgängen kam. Und er ging oft in die Wälder und blieb dort lange. Nicht nur schmutzig von Kopf bis Fuß kehrte er dann heim, sondern auch entstellt; zum Nichtmehrwiedererkennen. Mit nicht allein vom Wind so zerzausten Haaren, mit den hervorgequollenen Augen und dem schiefverzogenen Mund stand der Vater mit einem Schlag auf Lucies Zimmerschwelle. Und er blickte

nicht etwa auf seine Tochter, sondern stier vor sich zu Boden. Sein Kopf blieb gesenkt, und wenn er ihn endlich hob, wirkte der ganze Mann blind, jedenfalls blind für seine Tochter Lucie.

Und er hatte in solchen Momenten auch seine Stimme verloren. Höchstens ein Krächzen oder Quaken kam dann mit der Zeit aus ihm heraus, Laute in einer Sprache, die sie nicht verstand. Und was kroch dem Vater dort über die Stirn? Eine leibhaftige fette, haarige Raupe! Und was fiel ihm dort jetzt, mit einem Krachen wie von einem Stein oder eher einer hohlen Nuß, aus dem Rockärmel? Ein gepanzerter, schwarzblauschimmernder Riesenkäfer, mit verzweigten Hörnern vorne am Schädel wie der Vater Bambis – nur daß diese das einzig Vergleichbare blieben! Und was robbte da, schon in der Mitte ihres, ihres! Zimmers, mit einer Blinkspur hinter sich, auf sie zu? Etwas Grüngelbes, für Momente fast Durchsichtiges, dann wieder Tintenkleckshaftes – eine Waldschnecke, eine ohne jedes Haus auf dem Rücken, eine ohne nichts!

Und obwohl der Mensch immerfort starr in der Tür stand, weit weg von ihr, stank er – stank es von ihm hin zu ihr. Ein Geruch ging von ihm aus, stark, allmählich übermächtig, so wie bei dem einen und andern Vater der Schulfreundinnen der Geruch von Leder, Sägespänen, Metall – nur daß ihr eigener Vater in diesen Momenten ganz und gar nicht einen von diesen Gerüchen ausstrahlte, leider, und besonders leider nicht den von Lucie bevorzugten Geruch, den von Benzin. Nur ein Geruch in der ganzen Vorstadtnachbarschaft drängte sich ihr jeweils noch schärfer auf, und das war der aus dem Ziegenstall, den sich ein paar Straßen weiter irgendein anderer angeblicher oder wirklicher Flüchtling hielt. (Der ganze Vorort schien sich darin zu gefallen, eine »Stadt von Flüchtlingen« zu sein, mochten die jeweiligen Fluchten oft auch schon Jahrhunderte zurückliegen.)

Zu dem Gestank des Vaters, vor dem sämtliche Waldkleintiere, samt Spinnen und Würmern, sich hauswärts verliefen, kamen dann auch noch seine unmäßig ausgebeulten Taschen, deren Inhalt nicht nur große nasse Flecken außen auf dem Gewand hinterließ, sondern auch noch an nicht wenigen Stellen

durch die Stoffporen tropfte. Fast war Lucie versöhnt, als der Vater einmal bei solch einer Rückkehr aus seinen Wäldern zu all seinem Kram zusätzlich noch eine lange scheckige Vogelfeder oben im Scheitel stecken hatte.

Doch ein andermal, als er sie von der Schule abholte, ausnahmsweise ganz vornehm gekleidet, sogar mit einem Hauch von Benzin an seinem fellbesetzten offenen Mantel, mit nur einer kleinen Reihe von ebensolchen Federn oben in seiner Anzugtasche, bekam sie tags darauf von ihren Mitschülern zu hören, seit wann ihr Vater denn mit einem toten Vogel herumlaufe.

Ja: mit Lucies Vater war, in keiner Hinsicht, ein Staat zu machen. Im Vergleich zu ihrer schönen, mächtigen – hoffentlich bald noch mächtigeren – Mutter war dieser Mensch eher ein Ausfall oder ein Ausrutscher. Und trotzdem sah es Lucie gerne, wenn ihre Mutter und ihr Vater zusammen waren. Erst einmal war die Schönheit der Mutter so überragend, daß sie auch etwas davon an den Mann daneben abgab – sogar an den Spezialfall da, sie hätte auch noch speziellere

Fälle überstrahlt –, und so waren die beiden zusammen, in Lucies Augen für alle Welt sichtbar, ein schönes, ein wunderschönes Paar! Und zweitens wollte es Lucie einfach, daß ihr Vater und ihre Mutter miteinander seien. Und sie, Lucie, wollte mit ihnen beiden, genau und einzig mit diesen beiden sein! Sie wünschte es sich so. Sie verlangte es so. Sie bestand darauf.

Lucie hatte nicht wenige Sprüche von ihrer Mutter übernommen. Und einer dieser Sprüche: »Ich bin es, die bestimmt!« war ganz besonders der ihre. Manchmal packte sie wortlos die Hand des Vaters und die Hand der Mutter und zwang oder fügte die zwei Hände zusammen. Und wenn der Mann und die Frau sich dann sogar umarmten (das kam vor), trat sie davor zurück: es war ihr, Lucies, des Kindes, Werk. Und kam es in der Folge, Himmel, gar zu einem Kuß, so stieß sie in der Regel einen gellenden Indianerschrei aus, klatschte in die Hände, feuerte an und gab weitere Anweisungen, wie die Zuschauerin ihres eigenen Films.

Lucie wohnte, nach eigenen Angaben, höchst ungern dort am Waldrand. Sie hätte ein Haus unten am stei-

len Meeresufer vorgezogen. Ihr Zimmer hatte zwei Fenster. Das eine ging hinten zum Waldhang hinauf, das andere hinunter in das Tiefland mit dem sogenannten Häusermeer und, an dessen Ende, dem richtigen Meer. Aus dem eher finsternen Wald tuteten nachtlang die Käuzchenschreie. Aus dem Häusermeer aber kam ein ständiges Rauschen und Brausen, das, wenn sie nur lang genug hinhörte, eine von abertausend gleichgestimmten Instrumenten gespielte Melodie war, und von dem richtigen Meer signalisierten sich ihr, ihr persönlich, Tag und Nacht die hellaufglitzernden, ganz anders tutenden Schiffe und Fähren.

Zudem war dieser Wald an seinem Eingang dicht verwachsen und verstrüppt. Massen umgestürzter Bäume lagen, lehnten und hingen in die Kreuz und in die Quer. Kaum verstummt vor dem Morgendämmern die Käuzchen, brüllten schon die ersten Rabenkrähen los. (»Raben«, so wollte es der Vater, aber sie wußte es besser und sagte es ihm auch – nur sprach der weiterhin unverbesserlich von »Raben«.) Oft überschritten sich Kauz- und Krähenschreie, riefen aneinander vorbei, bis sie, für eine kurze Zeit, einander zu antworten schienen. Es war dann, als hebe der